

KULTURNOTIZEN

von Ferdinand Reisinger

1. Zuerst: Persönliches...

KULTUR...

– beschreiben, bezeichnen, besingen...

Das will auf Anhieb nicht recht gelingen; dieses Zeug sträubt sich gegen alles „be...“ (wie beleuchten, be-handeln). Man müßte das abstoßende „be...“ bleiben lassen, und sich gleich hinein(be)geben, auf die konkrete Kultur einlassen. Also: unumwunden schreiben, zeichnen, spielen, kulturtreiben...

- Und außerdem ist zur Thematik schon alles Bedeutsame gesagt. Freilich: Kultur muß allemal wieder neu geschaffen, zumindest geweckt werden; das gehört zu ihrem Wesen. Eine nur behütete und bewachte Kultur – und wäre sie auch noch so wertvoll und schön – verliert wie von selbst ihren Reiz; (davon können Museumsleiter und Archivare, auch Schloßherren und Kloostervorsteher ein Lied singen!).

- Dennoch rede ich jetzt von Kultur (und von dem, was mir an ihr wichtig ist). Ich bin kein Kulturphilosoph; aber ich stehe zu dem, was mir vor drei Monaten meine Chefin (Rektorin Ilse Kögler) angehängt hat: Ich sei ein „Gränzgänger zwischen den Welten“, einer der von dem und jenem etwas erspürt (bei uns sagt man „nasert“) und es verknüpft. Darum rede ich über Kultur – nicht weil ich sie zur Hand habe, sondern weil ich in ihr lebe (wie wir alle).

Ich fühle mich in diesem Unterfangen so wie es Augustinus beschrieben hat, als er das Phänomen Zeit aufweisen wollte: „Was ist ‚Zeit‘? Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiß ich es nicht“ (Conf. XI/114). So rede auch ich von Kultur: eher (als Insider) betroffen denn (als Outsider) analysierend. In ihren schönen und auch den weniger schönen, in ihren gelungenen und auch in den nicht gelungenen Erscheinungen ist sie mein Lebens-Umstand. So buchstabiere ich, was ich erkenne, und ich (be-)treibe sie damit ein Stückchen. Und doch kann ich nicht annehmen, daß ich sie kenne. Die umgekehrte Vorstellung ist schöner: Ich (be)treibe sie, weil sie mich kennt. Das macht mich zittern; und ich tu es trotzdem, weil ich ihr viel verdanke, weil ich ein Liebhaber von Kultur (und Kunst) bin. Ich lasse mich auf sie ein, weil sie mich fordert und in die Verantwortung nimmt. Dabei weiß ich mich weniger als Kulturschaffender denn als einer ihrer Tragenden und Vermittler.

2. Sodann: vom Nichtpersönlichen...

Es muss nicht alles persönlich sein, wenn man Kultur in den Blick nimmt. Es hat Sinn – so habe ich in philosophischen Diskursen gelernt – wenn man unterscheidet. Ja: Das ist gerade bei den großen Welterklärungsbegriffen wie dem der Politik notwendig. Ich habe in der Schule der Scholastiker gelernt: Wenn man beim Erklären nicht mehr vom Fleck kommt nehme man das Messer und sezieren, dh. differenzieren: Man sage also: Ich rede jetzt von Politik im engeren und/oder von Politik im weiteren Sinn; Politik ist einerseits das, was Die-da-oben, also die Profis machen; und mit Politik im weiteren Sinn hat irgendwie irgendwo alles zu tun...So halte ich es auch mit dem Kulturbegriff: Kultur im engeren Sinn machen die Profis aller Kunstsparten und auch jene, die sich damit berufsmäßig befassen und die vom dabei verdienten (mehr oder weniger guten) Geld auch ihr Leben bestreiten. Kultur im weiteren Sinn ist unser aller Angelegenheit, ein Teil oder eine Facette unseres Alltagsgeschäfts und unseres Schicksals. Wie aber verhalten sich Profi-Kultur und Alltagskultur zueinander? Das ist eine nicht unbedeutende Frage; da stehen wir vor dem Endlosproblem der Vermittlung. Wie kommt die „echte Kultur“ zu den Massen? Und wie kommt Otto-Normalverbraucher zu seiner Schul- oder Betriebskultur? Kultur existiert nicht einfach, sondern sie wird; und sie wird nicht nur im Prozess der dichterischen Hervorbringung oder einer klassisch-musikalischen Aufführung; sie entwickelt sich wesentlich im Geschehen der Vermittlung. Gute Kunst und Kultur muss (grundsätzlich) einholbar und zum mit-teilen geeignet sein; und darum braucht es die kundigen Mittelsleute (in den Medien und Schulen, in den Museen und auch in den Kirchen).

Dazu ist gewaltig viel Kompetenz verlangt, weil KünstlerInnen verdammt sperriges Zeug in die Welt setzen; und auch aus früheren Generationen stehen noch unverdaute Brocken herum...Wir werden mit der Kulturarbeit niemals fertig werden; aber wir sollen mit dem Anfangen nicht aufhören, - auch deswegen, weil der künstlerische Schaffensdrang nicht abebbt.

Und in einer eher abgestumpften Generation gibt es viel zu kultivieren, dh. auf seinen kulturellen Wert zu durchleuchten: in unseren Lebensumständen, in der normalen Lebens-Kunst, vor allem in den Beziehungen; und da noch einmal: vor allem in der Sprache. Sie ist ein Spiegel-Bild unserer Zivilisation und unseres Kultur-Status. Spätestens seit den Zwiebfischen des Bastian Sick (nachlesbar in: „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ (1-3, Hamburg, 2004ff)) dämmert uns, wie komplex das Gebilde der Sprache ist, wie

korruptionsanfällig, und zugleich doch auch lustvoll! Sie hat ein Regelsystem, - und funktioniert doch jenseits des Genormten und trotz der fortwährenden Rechtschreibreform(en). Die Sprache ist ein so sensibles Kulturprodukt, auf das wir (uns) schauen sollten! Ich bin kein Freund des strengen Ordnungshüterwesens, aber für eine (pfiffige) Sprachpolizei könnte ich mich erwärmen.

Ich erinnere mich an einen Vortrag des weisen, greisen Philosophen Josef Pieper (zum Thema „Missbrauch der Sprache – Missbrauch der Macht“); sein Plädoyer mündete in der Diagnose: Wir leben in einer (Un-)Kultur, deren Sprache immer weniger besagt, die nur mehr etwas bezweckt. Und fürwahr: Ein Slogan am Plakat hat nicht vor, mich zu überzeugen; er hat den Zweck, mich zum Kauf dieses bestimmten Produkts zu nötigen. Werden wir zu Sklaven der Werbesprache? Ist nicht vieles an Sprachkultur schon den Bach hinunter?

Gott sei Dank lässt sich Kunst auch in anderen Paradigmen bewerten als nur in denen der Marktkonformität. Kultur hat einen Surpluswert, einen Mehrwert jenseits des bloßen Kosten/Nutzen-Kalküls und der reinen Zweckrationalität. Entschieden ist freilich noch nicht, wieviel an solchem Mehrwert (andere nennen es Luxus) sich unsere (post)moderne Öffentlichkeit leistet...

Alle Kultur und Kunst muss man sich (als organisierte Öffentlichkeit wie als Privater) etwas kosten lassen. Kunst und Kultur brauchen Ressourcen; nicht nur materielle, viel mehr noch ideelle; solche die von innen her aufbrechen, aber auch solche, die von außen zugereicht werden.

Von den Potenzialen von Kunst will ich noch reden, von den Ressourcen, die die Kultur zum nachhaltigen Leben braucht. Und angehängt sei dann noch ein (gewiss kümmerlicher) Entwurf einer „Ethik für die Kultur“: über die Ressourcen der Unkultur, die wir gar nicht brauchen (können)...

3. Hauptsächlich: Über das für Kultur Notwendige

Über die positiven Voraussetzungen zum kulturellen Leben soll, ja müssen wir reflektieren, - zumal dann, wenn wir „Leitlinien für die Zukunft“ anvisieren. Besteht (im Rahmen des in der Demokratie Möglichen) wirkliche Übereinkunft darüber, wovon Kunst und Kultur leben können und was ihr Agieren und Wirken ermöglicht?

Ich möchte dazu drei Realitäten in die Debatte bringen: (1.) ihre Autarkie; (2.) das Geld; (3.) die organischen/organisatorischen Rahmenbedingungen.

Zum ersten: Kunst/Kultur braucht zunächst nichts von außen; die wesentliche Potenz trägt sie in sich selber (konkret: in den Menschen, die sie entwickeln); darin gründen ihre Autarkie und Autonomie. Eine Kultur, die nur deshalb existiert, weil sie gefordert und darum gefördert wird, verdient ihren Namen nicht; Kunst, die (nur) auf Bestellung und auftragsgemäß erzeugt wird, ist von fremden Interessen her definiert; sie wird wie eine übliche Ware gekauft, möglichst am Supermarkt zu Sonderpreisen; genau so schaut sie denn dann auch aus, genau so schmeckt sie. Solche Kunst/Kultur ist nicht bei sich selber...

Eine totale „Creatio ex nihilo“ ist die Kunst allerdings nicht. Ihre eigene Herkunft braucht/soll der Kunst nicht fremd zu sein; Traditionsbewusstsein nimmt ihr auch nicht die Freiheit; von dorthin erwächst ihr vielmehr der Eigenstand: in der Auseinandersetzung mit dem Früheren und in Absetzung davon erwachsen ihr die Flügel zur zeitgemäßen Offenheit. In solcher Kunst und Kultur leben die Potenziale für den neuen Mut, für das Kunst-Schaffen-Können; und auch die Impulse für das Kunst-Schaffen-Müssen. Dies (freilich nicht dies allein) weckt den schöpferischen Genius, die Lust und Liebe am Hervorbringen und Gestalten; das hat etwas Autonom-Initiatives in sich. Und darin wurzelt eine Sensibilität, die nicht selbstverständlich und in allen Zeitgenossen vorhanden ist: ein Voraus-Erspüren, -Hören, -Sehen. Die Genialität – so vermute ich bis zum Beweis des Gegenteils (und das werde ich hoffentlich nicht mehr erleben) – kann nicht gen-technisch (re-)produziert werden. Sie ist ein originäres, individuelles Vermögen (in der Sängerin wie im Zeichner, im Schauspieler wie in der Lyrikerin, in der Filmemacherin wie im Kulturphilosophen). Dieses Potenzial muss dann mit einem entsprechenden Maß an Risikobereitschaft gepaart sein. Und das alles sollte sich im Klima einer wärmenden Sonne und Atmosphäre entfalten können. Ich meine damit das Fluidum des Respekts und der Anerkennung, die künstlerischer Entfaltung gezollt werden. Kunst hat und braucht wesentlich einen Anerkennungswert; das wirkliche Maß für das künstlerisch Wertvolle und kulturell Bedeutsame können nicht die Kosten der Eintrittskarte, der Marktwert bei Versteigerungen und die Versicherungssummen sein.

Das Niveau einer Inszenierung oder Ausstellung und die Qualität einer Aufführung bemessen sich auch nicht allein an den Reaktionen der „Kritiker vom Dienst“. Künstler wissen zumeist selber am besten, was sie und ihr Produkt wert sind. Dieses Selbstwertgefühl (ja: diesen Stolz) brauchen sie, um der Gesellschaft sagen zu können, was ihnen wichtig ist und „was Sache ist“. So können sie auch beanspruchen, ein wesentlicher Teil des Gesellschaftsgewissens zu sein. Diesem Anspruch müssen sie sich aber auch stellen; sonst haben sie es selber Not, von anderen Instanzen an ihre (gesellschaftlichen) Pflichten erinnert zu werden (etwa von ethisch

motivierten Verantwortungsträgern (und das können auch dialogfähige Leute aus einer Religion sein)).

Und darum brauchen Kultur und Kunst auch die spannende Koexistenz mit den Wissenschaften, - nicht nur zum gegenseitigen Schulterklopfen, sondern vor allem zur Herausforderung und Konfrontation. Vorgaben und Thesen der Intelligencia sollen und dürfen Kultur und Kunst nicht gängeln (wollen); die Anstrengung des Begriffs und die Mühen des Dialogs soll aber auch die Kunstseite nicht scheuen (sei es aus Angst, Bequemlichkeit oder Überheblichkeit...). Kultur ist mehr als der Geist vermag; aber sie sollte – um des Himmels und der Erde willen – auch nicht degenerieren zum „Geist geistloser Zustände“ (K.Marx). Kunst hat ein utopisches, visionäres Potenzial. Und der Kultur muss das Argument „Wo kommen wir denn da hin... Das hat es noch nie und nirgends gegeben“ innerlich zuwider sein. Die Kunst agiert – und das ist ihre Sache – an der Grenze zwischen dem Gewesenen und dem noch Ausstehenden, dem Bekannten und dem nicht Greifbaren und Unvorstellbaren. Die Welt, wie sie in ihrem jetzigen und zunehmenden eindimensionalen Zustand ist, kann uns nicht befriedigen; es braucht die Visionäre und Utopiendichter; die Wissenschaften können dies dann analysieren und zerpfücken; aber was zuletzt noch bleibt ist das Notwendige, das uns (erst) einfallen muss, sollte uns das Alte nicht auf den Kopf fallen...

Das bisher über die Ressourcen gesagt ist freilich mit Sicherheit zu wenig, und so einseitig betrachtet ist´s auch gefährlich idealistisch. Sosehr alles Kulturelle auf Begabung und Wollen der Akteure aufbaut, so braucht die Kunst auch Gunst, so braucht es zu den Begabungen auch die Gönner. Es braucht zum künstlerischen Vermögen auch das materielle Vermögen; die Kunstproduzenten brauchen die interessierten Konsumenten und Käufer. Kultur braucht – und das gilt ausnahmslos – das materielle Fundament. Das Sprichwort sagt es mit der nötigen Brutalität: „Ohne Geld keine Musi(k)“. Manche KünstlerInnen leben spartanisch-bescheiden; aber da fragt man zu recht: Muss das so sein? Es sollte auch kein manichäisches Getue um das (angeblich so schnöde) Geld gemacht werden. Es ist Faktum: Das Erhalten von Kultur und die Chancen für kulturelle Ereignisse sind vom Vorhandensein und vom Einsatz von Geld abhängig. Das Geld allein freilich kann nicht der Richtstab sein, ob es Kultur gibt und wie sie ausschauen darf.

Das Dilemma um das „liebe Geld“ hat Johann Nestroy schon auf den Punkt gebracht: „Die Phönizier haben das Geld erfunden. Aber warum so wenig?“ Die generelle und notorische Knappheit der Mittel, der Streit um ihre Verteilung (sprich: der Zuwendungen und Subventionen) auf den verschiedenen Märkten prägen nicht unwesentlich das Image von Kunst und Kultur in der Bevölkerung. Wie könnte ein kultivierter(er) Umgang mit den Fragen

der finanziellen Grundausstattung und Bedarfzuweisung ausschauen? Bleibt das Geld auch da was es seinem inneren Wesen nach ist: ein Tauschmittel („mit dessen Hilfe man alles in alles verwandeln kann“ (M. Ende))? Oder wird es (immer mehr) zum Herrschaftsmittel? Und wird andererseits das Kunstprodukt (von der Theaterinszenierung bis zum Jugendevent) zum Fetisch, der jede Aufwendung rechtfertigen möchte? Wird das Etikett „künstlerisch“ zum Kultgegenstand, dem sich alles unterzuordnen hat und dem man alle (auch pseudoreligiöse) Ehre erweist...?

An diesem Punkt orte ich einen aktuellen Reflexionsbedarf; (zunächst wollte ich meine Gedanken konzentrieren auf das Thema „Kennt der Kulturbetrieb auch eine Geldkultur?“, habe aber dann gemerkt, dass weder Zeit noch geistiges Vermögen reichen, dazu in Kürze Sinnvolles zu sagen...).

Kunst und Kultur haben mit Gütern und Werten zu tun, die letztlich nicht (geldadäquat) quantifizierbar und auch nicht bezahlbar sind. Aber was zuletzt nicht bezahlt werden kann, muss „vor-letztlich“, dh im hier und heute so honoriert werden, dass es nicht zum schämen ist; dazu gehört auch eine materielle Polsterung, die vor Existenznot bewahrt. (Es wäre des Nachdenkens wert, (zumindest) den (jungen) Kunstschaffenden eine leistungsunabhängige Grundsicherung zuzuwenden; es würde sich mE zeigen, dass ein Grundeinkommen keine Einladung zur Faulheit ist!). Ich rede keinem Gießkannenprinzip das Wort und auch keiner verantwortungslosen Vergeudung allgemeiner Mittel. Im Sinn der Beteiligungsgerechtigkeit am gemeinsamen Gut sollen aber die Leute aus Kunst und Kultur ihren Platz nicht am Rand des Wohlstandskuchens haben; (da meine ich jetzt nicht die Wohldotierten und Pragmatisierten, die ihren Platz ohnehin in den Privilegierten-Logen in der Seitenblickegesellschaft haben). Kunst und Kultur brauchen Geld; das notwendige, das ihnen gerechterweise zusteht; und gerecht definiere ich jetzt nicht nur mit: „Jedem das seine geben“, sondern auch damit: „Jedem/jeder das seine/ihre geben, lassen und gönnen“!

Wer vom Gelde redet, gerät unausweichlich auf andere Ebenen: auf die des Ethischen und des Politischen. Darüber will ich jetzt noch handeln.

Was braucht die Kultur/Kunst noch – außer ihrem Selbststand und dem Geld – ?

Ich nenne es prosaisch so: Geordnete Lebens- und Arbeitsbedingungen, eine friedvolle Existenzgrundlage. Das ist der Boden, für den die Politik Sorge zu tragen hat.

Das friedliche Klima mag ich nicht unerwähnt lassen, weil es nicht selbstverständlich ist, und weil Kultur und Kunst allzusehr in eine Unfriedensspirale hineingerissen werden. Krieg ist der Todfeind aller Kultur; die perfektioniertesten technischen Waffen sind für mich keine Kulturleistung mehr. Ich bleibe bei meiner Behauptung (anlässlich des Ausbruchs des letzten

Irakkrieges): „Krieg ist eine Hirnkrankheit“; und auf dieser Ebene gehört sie entsprechend behandelt; freilich sind die Heilungschancen dieses kollektiven Krebsübels minimal. Die Möglichkeiten des Kunstingeniums sind da in die Mitverantwortung gerufen; ihnen traue ich mehr zu als den Anstrengungen der Wissenschaft(er)!

Aber auch in friedlichen Zeiten brauchen Kunst, Kultur und Wissenschaften die Leistungen der Politik, die für ein gedeihliches und kreatives Leben die notwendigen Rahmenbedingungen erstellen muß. Es braucht eine Netzwerkstruktur, die die schöpferischen Tendenzen in den Künsten und Kulturen weniger (be)hindert als (be)fördert, das regelt und nicht reglementiert. Es braucht eine Kulturpolitik, die mehr dient als herrscht, ein Kulturmanagement, das sich seiner Möglichkeiten und Grenzen bewußt ist. Ich wünsche mir eine (relative) „Kulturhoheit“, die sich nicht am hohen Rosse wähnt gemäß der Annahme: „Kultur im Lande gibt es nur, weil es eine Landeskulturadministration gibt“. (Das 1. Kundenforum der oö. Landeskulturdirektion am 14.11.2006 hat gezeigt, dass man transparente Strukturen für kulturelevanten Entscheidungen sucht; dass ein kulturfreundliches Klima im Land ein Hauptanliegen ist; dass man in Fragen der Krisen zwischen Kulturen sehr „schwollenbewusst“ nach Lösungen sucht...).

Wir leben in einem Land, in dem die Politiker augenscheinlich danach trachten, „die Dinge im Lot zu halten“, (- was meines Erachtens ihre primäre Aufgabe ist). Aber es braucht auch den Blick auf die Nachhaltigkeit der kulturellen Ressourcen. Da können auf absehbare Zukunft hin – in der Mitteldistribution wie durch die Förderungen – Weichen gestellt und Anreize gegeben werden (genau dafür sollte es – wenn ich recht gelesen habe – das Kulturleitbild geben).

Das freie Ingenium der Kunstschaffenden und Kulturtreibenden einerseits, das Substrat der materiellen Absicherung andererseits und die kompetente Sorge der Politik(er) erachte ich als die indispensable positiven Möglichkeitsbedingungen für unsere kulturelle positive (Weiter)Entwicklung.

4. Zuletzt: Randnotizen über Unbrauchbares

Es wäre wahrscheinlich angesagt gewesen, das Thema von einer ganz anderen Seite her aufzurollen. Es hätte mich zB gereizt, einen Ethikkatalog für Menschen im Kunst- und Kulturbetrieb zu reflektieren, also Haltungen zu beleuchten, die einem auf diesem Feld begegnen, - nicht nur auf Seiten der Künstler, sondern auch bei den Rezipienten, also beim

interessierten oder desinteressierten Publikum und auch bei den Leistungen und Unterlassungen in der Vermittlung.

Es gibt halt einmal auch Schwächen und Übel auf diesen Märkten; es gibt die Mängel, die Unarten und auch legendären Untugenden; und es gibt schlichtweg auch Unkultur. Drum wäre es reizvoll (wenn nicht sogar notwendig), auch darauf den Fokus zu richten, wie solchen Netagivressourcen gegengesteuert werden kann. Einige „Feinde“ will ich namhaft machen, die im Kultur- und Kunstbetrieb ihr Unwesen treiben.

Da ist zuerst einmal die Mentalität des noch nicht reif gewordenen kleinen „Ich-bin-ich“ (vgl. Mira Lobe); Auswirkungen davon zeigen sich in der Abschottung gegenüber Kritik; die krankhafte Form wäre zu beschreiben als „künstlerische Egomane“, als Kunst, die sich in allem selber genügt („l'art pour l'art“); sie mag sich aber auch finden beim Archivar, der sein Reich am allerliebsten fest verschlossen hält, oder beim Bibliothekar, der am Schreibtisch den Spruch stehen hat: „Der Feind des Buches ist der Leser“.

Die allgemeinen ethischen Maßstäbe sind nicht eins zu eins auf die künstlerische Ebene zu übertragen. Der Kampf im eigenen Interesse ist zB hier sehr verständlich; denn Künstleransprüche sind höchstpersönliche. Aber kulturell gereift ist ein Beitrag erst dann, wenn er sich in das Konzert der Partizipanden einzuordnen vermag und wenn er den Dialog nicht scheut. Selbstverliebtheit ist die eine Seite dieses Janusgesichtes; Unverbindlichkeit ist sehr oft die andere. Kultur, die sich damit begnügt, nur die eigene Klientel zu unterhalten und zu befriedigen hat aber wenig Zukunftschancen und kein Verjüngungspotenzial.

Was einem Gedeihen von Kulturzweigen mit Sicherheit schadet ist Präpotenz in jeglicher Form, - in der institutionellen wie in der individuellen Ausprägung, in der produktiven Sphäre genauso wie in der Rezeption; auch die Präpotenz von Sammlern kann auf den Nerv gehen. Aber noch einmal sei zur Vorsicht in der Beurteilung gemahnt. KünstlerInnen haben ja auch ihren eigenen Ehrenkodex; und der „Stolz der größten Sängerin“ (W. Mozart) ist nicht eo ipso schon eine Untugend. Nicht überall, wo Präpotenz bekritelt wird, ist solche auch drin; (und es soll angeblich auch eitle Kritiker geben...). Die künstlerische Unzufriedenheit (auch in der Form des bernhardschen Grantelns) ist nicht identisch mit der stets jammernden Unzufriedenheit mancher Theaterbesucher...

Zur Kultur- und Kunstszene gehört es, dass sie eine Bühne der Konkurrenz ist; und Konkurrenz, die diesen Namen verdient („mitsammen flott unterwegs sein“), ist auch auf diesem Markt etwas Gutes. Aber unter Künstlern geht es all zu oft nicht um einen fairen Wettstreit zwischen gut und gut, es geht zumeist um den unerbittlichen Fight um die Position des Größten und Besten.

Auf zwei Negativ-Konditionen steuere ich jetzt noch zu, die meines Erachtens gleich verbreitet, ziemlich gefährlich und eigentlich auch ekelhaft sind. Ich meine das Unkraut von Neid und Ignoranz. Das eine ist die Brennessel der neidischen Missgunst (vielleicht mehr in der aktiven Kunstszene anzutreffen); das andere ist die in weiten Schichten grassierende Untugend des Desinteresses; wohlgemerkt: ich meine mit Ignoranz nicht das unschuldige Nicht(s)wissen, sondern das heimtückische Nicht(s)wissen-Wollen.

Dazu will ich am Schluss noch eine Anekdote anbringen: In unseren Kaiserzimmern (im Stift St. Florian) gibt es im alten Bildersaal (dem jetzigen „Bischofszimmer“) ein Deckengemälde von Wenzel Halbax (aus 1708), das die Verherrlichung der Künste darstellt. In der Vorbereitung auf die Barockausstellung 1986 machte mich Prof. Rupert Feuchtmüller auf zwei verbitterte Männergestalten aufmerksam, die am Rand dieses Bildes stehen: Der Neid und die Ignoranz. Eines morgens erzählte ich diesen Informationszuwachs beim Frühstück meinen Mitbrüdern: Neid und Ignoranz sind die Feinde der Künste! Der damalige Rentmeister J. Nöckl kommentierte trocken: „Der Neid hält sich bei der modernen Kunst in Grenzen“; darauf Augustinus F. Kropfreiter - mit all seiner legendären Boshaftigkeit: „Dafür spingt die Ignoranz in die Bresche“! Das war wohl nicht schlecht beobachtet... Wahrscheinlich liegen hier – in der Neid- und Ignoranzgesellschaft - manche der Probleme, die wir mit der Akzeptanz von (moderner) Kunst haben!

Hoffentlich hat man gespürt, dass es mir mit diesen abschließenden ethischen Brosamen nicht um eine moralisierende Beurteilung ging, sondern ebenfalls um das Dingfestmachen mancher (Negativ)Konditionen im kulturellen Status. Aber soll/muss ich es mit dem Gleichniserzähler Jesus halten, der gegenüber dem Unkraut im Weizen zu Besonnenheit und Geduld gemahnt hat (Mth 13,24ff)? Jedenfalls möchte ich mich von allen (selbstinszenierenden) Moralaposteln auf der Kulturebene distanzieren. Aber (trotz des Quasi-Dogmas der „Freiheit der Kunst“) gilt es festzuhalten: Ein ethik-freier Raum kann auch die Kunstszene nicht sein; sollte sie ihn beanspruchen, wäre es *ala long* zu ihrem eigenen Schaden. Man muss das Anliegen meinetwegen dann auch nicht mit „ethisch“ und „moralisch“ betiteln; „kulturell hochstehend“ würde mir genügen...

Kulturell und künstlerisch dabei sein, interessiert sein sollte heißen: nicht abstumpfen, sondern stets neu suchen; und sensibel bleiben: für die positiven Chancen durch und für die Kultur auf der einen Seite, gegenüber den Feinden der Kultur auf der anderen; und dazwischen den gesunden Kurs zu steuern: Leitlinien zu skizzieren, Leuchtbojen auszusetzen und im Prozess der umfassenden politischen Kultur „das Schiff im Lot zu halten“ (Th. Morus) ist keine leichte Aufgabe; aber es ist (mehr oder weniger) die Sache von uns allen.